Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 9 (1959)

Heft: 2

Artikel: Carl August von Weimar als Diplomat an westdeutschen Höfen, seine Fahrt nach Zürich und Goethes Verhältnis zum Herzog (1784)

Autor: Andreas, Willy

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-79668

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CARL AUGUST VON WEIMAR ALS DIPLOMAT AN WESTDEUTSCHEN HÖFEN, SEINE FAHRT NACH ZÜRICH UND GOETHES VERHÄLTNIS ZUM HERZOG (1784)

Von Willy Andreas

In Carl Augusts Sturm und Drangzeit hatte seine von Goethe ihm verschriebene Schweizer Reise (1779) eine erste Beschwichtigung der unruhigen Lebensgeister und dank Lavaters Zuspruch wohl auch eine Auflockerung seiner persönlichen Eheproblematik gebracht. Eine volle und dauernde Abklärung trat indessen noch nicht ein. Erst Goethes leuchtend schönes Ilmenaugedicht zu Carl Augusts sechsundzwanzigstem Geburtstag, dies einzigartige Denkmal, das er dem fürstlichen Freunde gesetzt hat, kündet an, daß ein höchst bewegter, oft verworrener Lebensabschnitt für Carl August, für Goethe und in einem besonderen Sinn auch für beide abgelaufen sei[1]. Denn wiewohl ihre Freundschaft Bestand hatte, ja in mancher Hinsicht sich noch vertiefen sollte, prägte in der nun anbrechenden Entwicklungsspanne der junge Fürst sein Wesen selbständiger aus als bisher. Und nicht nur dies! Er schuf sich, indem er jetzt in die deutsche Politik hineinsprang, neue, eigene Inhalte[2]. Goethe ließ er zwar daran teilnehmen; doch wuchsen

[1] Für diesen Zeitabschnitt darf ich auf den ersten Band meiner Biographie des Herzogs verweisen: *Carl August von Weimar. Ein Leben mit Goethe. 1757—1783.* Gustav Kilpper Verlag, Stuttgart 1953.

[2] Dazu siehe Willy Andreas, *Preußen und Reich in Carl Augusts Geschichte.* Rektoratsrede vom 22. November 1932. C. Winters Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg 1932.

sie diesem nie so stark ans Herz wie ihm. Ja, hierin wahrte Goethe durchaus seine eigene Haltung, bisweilen sogar mit betontem Abstand, mit Kritik oder erklärter Mißbilligung.

Gegen die Mitte der achtziger Jahre rückte des Herzogs Einsatz für Gründung und Ausbau eines deutschen Fürstenbundes mehr und mehr ins Zentrum seines Denkens und Handelns. — In seinem Alterswerk hat Ranke[3] ihn denn auch den «Kurier des Fürstenbundes» genannt, und zwar mit Recht. Die vor kurzem veröffentlichte politische Korrespondenz des Fürsten gestattet uns nunmehr einen vollen Einblick in die Stärke und Vielverzweigtheit seines Wirkens[4].

Die Beunruhigung über Kaiser Josephs II. expansionslustige Hegemonialpolitik hatte nicht nur den preußischen Gegenspieler Österreichs erfaßt, sondern auch unter den kleineren und mittleren Fürsten um sich gegriffen, nicht zuletzt auch bei den geistlichen Staaten. Gerade ihnen setzten ja zudem die kirchenpolitischen Eigenmächtigkeiten des Kaisers zu.

In diesem Kreis recht verschiedenartiger Reichsstände und Persönlichkeiten nimmt der Weimarer Herzog seinen besonderen Platz ein. Der feurige, hochgesinnte Mann wollte seinem Unionsideal eine weitgreifende Fassung eigener Art geben. Es schwebte ihm ein innerer Ausbau des zu schaffenden Bundes und zugleich eine Belebung des alternden Reichskörpers in Gestalt einer Reform seiner Verfassung vor, die sich vor allem des deutschen Justizwesens und der erlahmenden Reichsgesetzgebung annehmen sollte. Ein

---

[3] *Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780—1790,* erschienen 1871. Später in Rankes Sämtlichen Werken Bd. 31 und 32. Leipzig 1875.

[4] Ihr erster Band, der von den Anfängen der Regierung bis zum Ende des Fürstenbundes (1790) reicht, ist als Veröffentlichung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1954 in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart erschienen unter dem Titel *Politischer Briefwechsel des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar,* herausgegeben von Willy Andreas, bearbeitet von Hans Tümmler. — Seit 1958 liegt auch der zweite Band vor: *Vom Beginn der Revolutionskriege bis in die Rheinbundzeit, 1791—1807.* Der dritte Band, bis zum Tod des Großherzogs (1828) reichend, ist in Arbeit.

Im folgenden zitiere ich diese Edition abgekürzt *Carl August-Briefwechsel* Bd. I.

Programm also nicht ohne edle, idealistische Beisätze! In solchen Bemühungen begegnete er sich zeitweilig auch mit dem befreundeten eidgenössischen Geschichtsschreiber Johannes von Müller, der damals in Kurmainz als Hofbibliothekar angestellt war und sein politischer Bundesgenosse wurde. Früchte zu tragen, blieb Carl Augusts Bestrebungen versagt. Er sah sich in seinem Reichspatriotismus enttäuscht.

Bei der Hofburg naturgemäß unbeliebt, fand er mit der Zeit auch in der Zusammenarbeit mit Preußen immer weniger Befriedigung. Schon die Gestalt, die Friedrich der Große dem Fürstenbunde gab, wich von dem Leitgedanken, den Carl August und seine politischen Freunde ursprünglich verfolgt hatten, in entscheidenden Zügen ab. Sie hatten einen über und zwischen den beiden rivalisierenden deutschen Großmächten stehenden Bund der Mindermächtigen gründen wollen, unabhängig sowohl von den Vormachtsbestrebungen Österreichs wie denen Preußens — eine Konzeption, wie sie auch Goethe einst vorgeschwebt hatte. Der alte Macht- und Realpolitiker auf dem Thron nahm indessen den kleinen Fürsten die Leitung aus der Hand, und innerhalb der Union prägte sich nun das preußische Schwergewicht, der Führungsgedanke seines Staates sowie die antihabsburgische Spitze voll aus, jetzt allerdings — im Gegensatz zu dem Eroberungstrieb seiner Frühzeit — in rein defensiver Form. Der Fürstenbund wurde lediglich ein nüchtern gehandhabtes Instrument der preußischen Diplomatie und angesichts der fortdauernden Spannungen zu Österreich ein einsetzbares Gegengewicht. Zudem hatte Hertzfeld als maßgebender Minister des alten wie des neuen Königs für die reichspatriotische und reformerische Note Carl Augusts gar nichts übrig. Überhaupt sah er dessen Regsamkeit in Sachen Fürstenbund eher ungern als freudig, vermutlich sogar mit einer gewissen Eifersucht auf die Vertrauensstellung, die der Herzog beim Prinzen von Preußen und nun auch in dessen Regierungsbeginn genoß.

Mit Friedrich Wilhelm II., dem schwächeren Nachfolger Friedrichs des Großen, hatte Carl August schon in seiner Thronfolgerzeit, also bei den vorbereitenden Fürstenbundverhandlungen, eifrig zusammengearbeitet; weitgehend handelte er sogar in dessen Auftrag, während der von den Fragen der hohen europäischen Politik

beanspruchte alte König sich noch zurück- oder im Hintergrunde hielt. Ohnehin macht sich bei aller Verehrung Carl Augusts für König Friedrich, seinen Großoheim, bisweilen ein kritischer Generationsabstand bemerkbar.

Seine nun beginnende eifrige Tätigkeit setzte mit zahlreichen Reisen ein. Sie lagen seinem unruhigen, nach neuen Eindrücken hungrigen Sinn; ja, fast wurden sie ein Bestandteil seiner Lebensform. So häufig war er jetzt von Weimar abwesend, daß er es für nötig hielt, das Verständnis seiner Mutter Anna Amalia hierfür zu erbitten, in der sich mitunter weibliche Neugier regte, was für eine Bewandtnis es mit diesen Fahrten habe. Ohnehin hatte sie Augenblicke, wo es ihr schwer fiel, den Sohn zu missen, obwohl sie sich daran gewöhnt hatte, daß er nun seine eigenen Wege ging[5].

Der neugewonnene Kontakt mit dem preußischen Thronfolger, der Komplimente und Vertrauensbeweise auf ihn häufte, verstärkte die Aktivität Carl Augusts. Im Sommer 1784 schien es fast, als bilde sich im Zeichen der Unionsidee und wechselseitiger menschlicher Sympathie ein stiller Dreibund zwischen ihm, Friedrich Wilhelm und dem mit beiden befreundeten Fürsten Leopold Franz von Anhalt-Dessau. Sie kamen untereinander überein, Carl August solle sich in tiefgeheimer Mission mit Briefen und Weisungen des Kronprinzen nach Zweibrücken begeben, um den Herzog daselbst für die Union zu bearbeiten. Man fürchtete, an dem unübersichtlichen, von inneren und äußeren Intrigen durchwühlten Zweibrücker Hof könne die Stellung des leitenden Ministers Hofenfels ins Wanken geraten oder die Stimmung umschlagen[6]. — Friedrich Wilhelm war als treibende Kraft im Spiel, Leopold Franz als

---

[5] Über den Wandel der Beziehungen von Mutter und Sohn vergleiche man WILLY ANDREAS, Band I, der oben erwähnten Biographie Carl Augusts. — Soweit im folgenden unmittelbar briefliche Äußerungen des Herzogs zu Wort kommen, entstammen sie der von ALFRED BERGMANN in der Fromannschen Buchhandlung Walter Biedermann, Jena 1938, erschienenen Edition *Briefe des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar an seine Mutter, die Herzogin Anna Amalia. 1774—1807.*

[6] Über *Johann Christian Freiherrn von Hofenfels 1744—1787* und die unerfreulichen Verhältnisse am Hof des verschwenderischen Herzogs Carl II. August Christian von Pfalz-Zweibrücken siehe die Münchener Dissertation von HERTA MITTELBERGER (1934).

Sendbote unterwegs. Carl August griff den Gedanken lebhaft auf, weihte Goethe ein und forderte nachdrücklich dessen Begleitung, worüber dieser gleich wenig erbaut war. Außer der Reise nach Zweibrücken hatte man Carl Augusts Entsendung nach Braunschweig beschlossen. Dort galt es, den regierenden Herzog zu tätigerem Einsatz für den Bund anzuspornen. Karl Wilhelm Ferdinand war durch die Tradition seines Hauses zwar dem preußischen Heer und Staat verbunden und galt als unionsfreundlich, legte sich aber gleichwohl viel Zurückhaltung auf und schien wenig geneigt, seine Selbständigkeit zu opfern. Wie späterhin Dohm, der bekannte Publizist, in seinen Denkwürdigkeiten betont hat, wünschte Herzog Ferdinand, ähnlich wie der Landgraf von Hessen-Kassel und dessen Minister Schlieffen, alles vermieden zu sehen, was dem Bunde das Ansehen geben könne, nur ein Werkzeug Preußens zu sein. Die Carl August hiermit gestellte Aufgabe zielte darauf ab, den nahverwandten Braunschweiger aus seiner bisherigen Zurückhaltung herauszulocken und für die Bundespläne zu erwärmen, was bei dessen Kunktatornatur nicht ganz einfach war. Das Ansehen, das der Bruder Anna Amalias genoß, war groß genug, um den Zweck der Reise als wichtig erscheinen zu lassen. Auch deshalb wohl legte Carl August Wert auf Begleitung durch eine vertraute Seele[7].

Sein Besuch in dem kunstliebenden, theaterfreudigen Braunschweig war der Auftakt zu einer Diplomatie, die fortan immer wieder das Gepräge seines Wesens trägt. Die Personen, die mit ihm in der welfischen Hauptstadt erschienen, waren der Oberstallmeister von Stein, der Maler Kraus und Goethe, der ihm offenbar als Geheimschreiber und Berater während der Konferenzen dienen sollte. Der Dichter faßte in diesen Braunschweiger Tagen seine Liebesbriefe an Charlotte jetzt plötzlich französisch ab, um sich in der Sprache der vornehmen Welt etwas zu üben. Doch führte er seine Korrespondenz, weil er fürchtete, sie könnte geöffnet werden, sehr zurückhaltend und brach auch der Freundin gegenüber nicht die

[7] Die folgende Schilderung des Besuchs in Braunschweig, für den die politische Korrespondenz Carl Augusts nur geringen dokumentarischen Ertrag lieferte, stützt sich im wesentlichen auf Goethes Briefe an Charlotte von Stein.

Amtsverschwiegenheit. Landschaftsgenuß, Besprechungen, Salonplauderei, Oper und Redouten wechselten mit Harzausflügen und der täglichen Hoftafel ab, deren sechsstündige Schmausereien ihm endlos vorkamen. Auch Carl August stöhnte darüber.

Der Dichter genoß auf seine Weise die mehr mit sich als mit ihm beschäftigten Menschen und das ganze bunte Treiben. Es erlaubte ihm, sich ungestört umzusehen und dabei sein eigenes Leben fast wie in einem Inkognito zu leben. Derweilen beobachtete er sorgfältig seinen Herzog. Es tat ihm leid und amüsierte ihn doch auch ein wenig, wie der über das gemächliche Braunschweiger Tempo ungeduldig wurde. Statt in seinen Geschäften vorwärts zu kommen, sah er sich durch die Königlichen Hoheiten beansprucht, und daß er überdies die geliebte Pfeife beiseitelegen mußte, verursachte ihm gleichfalls Unbehagen. Ja, wenn eine Fee, schrieb Goethe an Frau von Stein (18. bis 20. August 1784), das Palais in eine Köhlerhütte verwandelte, dann würde sie Carl August keinen angenehmeren Dienst erweisen können.

In Herzog Karl Wilhelm Ferdinand trat dem Neffen, so teilte er der Mutter mit, «das Muster eines Weltmannes» entgegen, dessen kluge, ausgeglichene Haltung auch Goethe ansprach. Freilich, ihr sagte er nicht alles, was er über ihren Bruder dachte. Seiner Gemahlin Luise vertraute er mehr an, und aus den Briefen an sie wird ersichtlich, wie sehr ihn jener beschäftigte. Er wurde alsbald inne, daß er es hier mit einem eigenen menschlichen Phänomen zu tun habe, und er machte sich viel Gedanken darüber, die auch seiner Selbsterkenntnis zugute kamen. In Braunschweig, diesem Tempel Salomonis, wie Carl August scherzhaft die Hochburg der Freimaurerei nannte, herrschte eine ganz eigentümliche Atmosphäre, und der regierende Herr mutete ihn zunächst als völlig wesensfremd an. Er empfinde ihn, schrieb er nach Hause, als so «heterogen», daß er sich versucht fühlte, die Terminologie des verflossenen Winterthurer Naturapostels Kaufmann aus der Sturm und Drangzeit anzuwenden, der bei solcher Gegensätzlichkeit von verschiedener Transpiration zu sprechen pflegte[8]. Er sah wohl, wie fertig

[8] Dem merkwürdigen Kraft- und Gesundheitsapostel Christoph Kaufmann und seiner in Weimar gegebenen Gastrolle ist S. 331ff. meiner Carl-August-Biographie eine Charakteristik gewidmet. — Daselbst wird S. 591

und geschlossen diese Persönlichkeit war, ja er erschien ihm in seiner Art als vollendeter Typus, und trotzdem beneidete er ihn nicht um diese Vollkommenheit, die nicht mehr der Gefahr zu fallen oder zu steigen ausgesetzt sei. Da war ihm die eigene, so viel unfertigere Existenz denn doch lieber; er hätte mit der Ferdinands nicht zu tauschen gewünscht, obgleich der Glanz und die Ordnung des Hofes, auf die jener offensichtlich höchsten Wert legte, nicht ohne Eindruck auf ihn blieb. Fast schien es ihm, als könne nur noch dergleichen den verwöhnten Gaumen des Oheims kitzeln, habe er doch auf Liebe verzichtet, kenne nicht mehr Haß noch Neigung, sondern nur eine Ruhe und eine Ungerührtheit, in der Carl August augenscheinlich auch einen Beisatz von allzu weltmännischer Blasiertheit witterte. Nein, da wolle er lieber, bekannte er nochmals Luise, sein eigenes Leben leben und nur dann allenfalls ein anderes auf sich nehmen, wenn es ihm einen Namen, wenn es ihm allgemeines Ansehen und eine bestimmtere, das heißt ja wohl eine noch ausgeprägtere, erfülltere Daseinsform verspräche. Der ganze Carl August ist in diesem Geständnis enthalten, in seiner Eigenwüchsigkeit, mit seinem Ringen um Selbstentfaltung und seinem heißen Lebensdrang, auch seinem noch ungestillten politischen Ehrgeiz.

Nur langsam kamen die beiden sich näher, als Carl August wahrzunehmen glaubte, daß sich in der Zurückhaltung des Braunschweigers auch etwas wie Verlegenheit oder Scheu verbarg. Ferdinand ging schließlich etwas mehr aus sich heraus und gewährte ihm sogar Einblicke in Familienverhältnisse und Verwaltungsdinge, worüber sich der Neffe freute, weil er es als Ausdruck des Vertrauens und als Auszeichnung empfand. So fühlte er sich allmählich stärker zu ihm hingezogen, als er es erwartet hatte, und daß er von ihm lernen könne, merkte er wohl. Goethe seinerseits hatte den Eindruck, der Braunschweiger schätze den Jüngeren: einem gescheiten Grandseigneur wie ihm müsse es ja auffallen, daß dieser mehr Verstand besitze als der Durchschnitt seiner Standesgenossen. In der Unionsfrage freilich, die dem andern doch hauptsächlich am Herzen lag, wahrte Ferdinand einen größeren Abstand, als dem

die Spezialliteratur (H. Düntzer und W. Milch), so auch das Schrifttum von schweizerischer Seite (W. Imhoof) gewürdigt.

Neffen lieb war und versteckte sich gern hinter Vorbehalten. Dann kam es vor, daß diese Reserve zeitweilig Carl August veranlaßte, seinerseits den Zugeknöpften zu spielen. Politisch hatte der Besuch die Dinge insofern kaum vorangebracht, als Braunschweig seinen Beitritt zu einem Fürstenbund weiter hinauszögerte. Immerhin war es doch ein leiser Fortschritt, daß es sich zu der Erklärung herbeiließ, eine genauere Übereinstimmung in Reichstagsangelegenheiten müsse den Grund zu weiterer Vereinigung abgeben.

Goethe war im ganzen mit seinem Herzog wohl zufrieden. Er habe seine Geschäfte sehr gut erledigt, erzählt er gegen Ende des Aufenthaltes der Freundin in Weimar, ohne Näheres darüber verlauten zu lassen. Doch bedeutet es so viel wie ein Lob, wenn er ausdrücklich hervorhebt, Carl August sei recht behutsam vorgegangen. Das Publikum, das immer Wunder erwarte, selbst aber keine tue, habe ihn zwar zuerst als einen bornierten Fürsten erklärt; allmählich aber seien ihm Bonsens, Kenntnisse und Geist zuerkannt worden, und wenn er gar noch einige Contretänze tanze und den Damen weiterhin den Hof mache wie beim letzten Ball, werde man ihn, schließt Goethe, zuguterletzt adorabel finden. Man sieht, der Dichter war überlegen genug, die Braunschweiger Wochen zugleich als eine Gelegenheit zum Studieren des Hofparketts zu benutzen. Dazu blieb ihm auch Muße genug. Denn er wurde zwar gewiß von Carl August über das Wesentliche der Verhandlungen unterrichtet, aber zu den Besprechungen der beiden fürstlichen Herren nicht herangezogen. Ihm selber lag ebensowenig daran, politische Vordergrundfigur zu werden wie hinter den Kulissen zu wirken.

Während des Aufenthaltes hat der Braunschweiger Hofmaler Johann Heinrich Schröder, ein in Holland und England geschulter Künstler, für Herzogin Philippine Charlotte, die Großmutter Carl Augusts, die von ihrem Enkel sehr angetan war, dessen Bildnis in Pastell gemalt. Dieser, ganz von seinem politischen Auftrag erfüllt, empfand es als eine Geduldsprobe, dem überaus sorgfältig, aber langsam arbeitenden Maler sitzen zu müssen. Wir freilich haben alle Ursache, Schröder für seine Leistung dankbar zu sein, wie denn auch Goethe das Bild «recht ähnlich» fand. Carl August ist im blauen, eleganten Leibrock mit Spitzenjabot und dem gold-

glänzenden polnischen Adlerorden wiedergegeben. Das Gesicht hebt sich kräftig von dem gepuderten Haar ab. Die Stirn ist eher breit als hoch, die Nase nicht gerade edel, fast derb, der Mund stark geschwungen, sehr sinnlich, aber energisch. Die vollen, etwas aufgeworfenen Lippen sind zusammengepreßt und verraten keine besonders rosige Laune; aber die hellen Augen blicken eindringlich und haben einen kühnen Ausdruck. Man hat das vornehm aufgefaßte Porträt eines fürstlichen Herrn vor sich, der keine geringe Meinung von sich hat und der Welt selbstbewußt, ja fordernd entgegentritt. Doch hat es viel Charme: Hochgemute Jugendlichkeit strahlt davon aus. Man fühlt, es ist sprechend lebendig. So etwa haben wir uns Carl Augusts Erscheinung in jener Phase der Fürstenbundverhandlungen zu denken[9].

Während Goethe mit seinem alten Frankfurter Freunde Kraus alsbald nach dem Harz aufbrach, den Brocken erstieg und «alle Felsen der Gegend abklopfte», eilte der Herzog sofort nach Dessau. Natürlich um den Freund darüber ins Bild zu setzen, was in Braunschweig herausgekommen. Im Wörlitzer Park ließ er dessen Reize auf sich wirken — Gondelfahrten und wechselnde Landschaftsbilder mit all den Spielereien der damaligen Gartenkunst. «Ich mag ihn gern, er ist so freundlich und natürlich und gut», schrieb Gräfin Luise Stolberg, die mit von der Partie war, an ihren Bruder, den Grafen Johann Ludwig von Reventlow[10]. «Für einen Fürsten», setzte sie hinzu, «ist er ein Engel.» Das war er ja nun nicht!

Was Carl August in Wörlitz erfuhr, war nicht allzu verheißungsvoll. Während er der Mutter gegenüber dicht hielt, machte er Luise zur Vertrauten seiner ersten Enttäuschung; andere, weit schwerere sollten folgen. Der Zweibrücker Herzog hatte nämlich zu verstehen gegeben, daß ihm ein Besuch jetzt nicht erwünscht sei und den Verlust seines Sohnes als Grund vorgeschützt. Das mißfiel Carl August. Er fürchtete, Hohenfels' Stellung sei erschüttert und die

---

[9] Das oben beschriebene Pastellgemälde Schröders ist dem ersten Band meiner Carl-August-Biographie als Titelbild vorangestellt.

[10] Darüber siehe *Grevinde Louise Stolbergs Breve i Udvalg samt Breve fra Greverne Christian og Frederik Leopold Stolberg 1770—1827.* Kjøbenhavn, Lehmann & Stages Forlag, 1896.

kaiserliche Partei werde in Zweibrücken die Oberhand gewinnen[11]. Nachdem der Prinz von Preußen erneut befragt worden war, hielt man zwar an der Sendung Carl Augusts fest, beschloß aber, sie durch verwandtschaftlichen Besuch an den südwestdeutschen Nachbarhöfen sorgfältig zu verschleiern. Durch Gewährung einer preußischen Anleihe sollte dem Zweibrücker das Festhalten am Unionsplan erleichtert und der Gegenseite, die den furchtbar verschuldeten Potentaten gleichfalls umwarb, der Wind aus den Segeln genommen werden. Dem Weimarer unter diesen einigermaßen unsicheren Umständen die Fahrt zuzumuten, bedeutete, daß seine politischen Freunde, als sie das Spiel einfädelten, ihm ebensoviel Takt und Geschmeidigkeit wie Unternehmungslust zutrauten. Immerhin konnte ihm Bischoffwerder, der Intimus Friedrich Wilhelms, Ende September mitteilen, es sei nunmehr ein Darlehen von hunderttausend Dukaten unter angenehmen Bedingungen für Zweibrücken gesichert und stände zur Verfügung. Carl August möge im Namen des preußischen Thronfolgers schleunigst dem Zweibrücker Herzog die Kunde davon überbringen und für Bischoffwerder eine Vollmacht zum Abschließen des Geschäfts erwirken. Was anderes konnte Carl August danach annehmen, als daß Bischoffwerder lediglich die Regelung der technisch-finanziellen Seite übertragen werden solle, ihm selber aber, wie von vornherein geplant, die Hauptmission anvertraut bleibe?

Er breitete einen Schleier über das Vorhaben und weihte nur Goethe und seine Gemahlin ein. Der Herzogin-Mutter hatte er schon den wahren Zweck der Braunschweiger Reise verschwiegen, aber ihr Verständnis dafür erbeten (27. August 1784). Er stünde in

---

[11] Für das im folgenden dargestellte wechselvolle Zweibrücker Intermezzo vergleiche man die einschlägigen, Anfang Dezember 1783 einsetzenden politischen Korrespondenzen im Band I des Carl August-Briefwechsels, namentlich aber die im Frühjahr, Sommer und Herbst 1784 erwachsenen Schriftstücke der Beteiligten. Eingesehen wurden ferner im Bayerischen Geheimen Staatsarchiv zu München mehrere zum gleichen Thema gehörende ungedruckte Briefe Carl Augusts an den leitenden zweibrückischen Minister aus den Jahren 1784—1786, die auch der Spezialarbeit von Herta Mittelberger über Hofenfels (Münchener Dissertation 1934) unbekannt geblieben sind. — Für den Hinweis auf diese Dokumente habe ich Dr. K. O. Freiherrn von Aretin in Göttingen zu danken.

Beziehungen, über deren Inhalt er nichts sagen dürfe; doch reise er nicht in freimaurerischen Angelegenheiten, fügte er im Hinblick auf die Logenmitgliedschaft ihres Bruders damals hinzu. Auch habe er sich nicht zu diesen Dingen hin gedrängt; freilich, ein so großes Zutrauen, wie es ihm zuteil werde, könne er nicht ausschlagen. Angesichts der neuen Reise, die vor ihm lag, mochte ihn selber das Gefühl überkommen, die Unrast dieses Lebens mute seiner Umgebung reichlich viel zu. «Ich jage nicht immer, sondern werde auch gejagt», erklärte er jetzt der Mutter (9. September 1784). Es klingt wie eine Entschuldigung und fast, als ob es ihm selber zu viel werde. Ob ihn nicht auch eine gewisse Unsicherheit beschlich, daß er sich in eine allzu heikle Sache eingelassen? Legte er etwa auch deshalb so großen Wert darauf, den Freund zur Seite zu haben? — Beinahe möchte man es glauben.

Von Dessau aus wiederholte er nochmals aufs dringlichste seine schon im Juli geäußerte Bitte, Goethe möge auch die Reise nach Zweibrücken mitmachen[12]. Dieser war von der Harzreise erfrischt und geologisch bereichert zurückgekehrt. Inzwischen hatte er sich in Weimar Oesers erfreuen dürfen, der gekommen war, die kleinen Gemächer im Wittumspalais der Herzogin-Mutter auszumalen. Die Plafonds fand der Dichter sehr reizvoll und lebendig. Die Götter und Göttinnen seines alten Leipziger Lehrers erzählen ja noch der Nachwelt, welche heitere Lebensfreude in den Räumen der Fürstin herrschte. Dann hatte Goethe mit Fritz von Stein Jena zur Besichtigung der dortigen Anstalten aufgesucht, wo ihn Knebel, der auf dem alten Schloß hauste, herzlich aufnahm. Im Hause fand er den alten Freund Jacobi mit dessen Schwester vor. Einen Abend verbrachte er mit diesen beiden und Herder in Tiefurt bei Anna Amalia. Es fand eine Illumination statt, die schon zur Feier seines Geburtstags vorbereitet gewesen. Der alte Oeser malte hierfür ein Transparent, auf dem sich Tugend und Genie über einem Altar

---

[12] Für das hier und im folgenden berührte Verhältnis Carl Augusts zu Goethe wurde mehrfach der persönliche *Briefwechsel des Herzogs/Großherzogs Carl August mit Goethe*, herausgegeben von Hans Wahl, Bd. I, Berlin 1915, bei E. S. Mittler & Sohn, herangezogen. — Der Jahrgang 1784 enthält mit Ausnahme eines unerheblichen herzoglichen Brieffragments lediglich Briefe Goethes, darunter sehr gewichtige.

die Hände reichen. Oben sah man in Olivenkränzen Goethes und Herders Silhouetten. Knebel schrieb die Widmungsverse darunter. Ein anderes Mal gab Wieland zu Ehren Jacobis ein Gastmahl, woran auch Goethe und Herder teilnahmen. Während sich die Koryphäen seines Hofes auf diese echt weimarische Weise unterhielten, war Carl August seinen politischen Plänen nachgegangen und hatte mit Leopold Franz und Friedrich Wilhelm jenes wohldurchdachte, allerdings etwas künstliche und zerreißbare Gespinst gesponnen. Als er nun heimkehrte, wartete seiner eine nicht leicht zu verwindende Enttäuschung. Der Dichter versagte sich seinem Wunsch, ihn nach Zweibrücken zu begleiten.

Durch seine Verwaltungsgeschäfte beansprucht und schon durch die Fahrt nach Braunschweig um das Zusammensein mit Charlotte verkürzt, war er nun um so leidenschaftlicher darauf erpicht, keine Stunde, die er der Geliebten zugedacht, einzubüßen. Schwerlich aber war dies Motiv für ihn allein ausschlaggebend. Schon ziemlich früh hatte ihm Carl August die Grundzüge des Planes anvertraut, und an diesem diplomatischen Geheimgeschäft war nicht alles nach Goethes Geschmack. Sein politisches Thermometer zeigte ohnehin einige Grade kühlere Temperatur an als das herzogliche. So ließ er Carl August ziehen, indem er zunächst einmal in Ilmenau seine dortigen Obliegenheiten eilends aufnahm und dem Abwesenden darüber Bericht erstattete. Aber seine Gedanken folgten ihm nicht ohne Zweifel und Besorgnis. In Weimar wurde allerlei über die geheimnisvolle Reise gemunkelt. Anscheinend redete man von einem Zerwürfnis mit dem Herzog und sogar von Goethes Rücktritt. Auch Herder kamen «dumme Märchen zu Ohren». Doch ließ Goethe kein Wort darüber fallen, als er ihn besuchte[13].

Als Unterhändler und Vertrauensmann des preußischen Kronprinzen war der Herzog gereist. Das Beginnen schlug fehl und nicht durch seine Schuld.

Es war keine angenehme Überraschung, als ihn unterwegs eine Botschaft Friedrich Wilhelms erreichte, zum beschleunigten Voll-

[13] Siehe den Brief Herders an Knebel, Weimar 5. X. 1784. *Knebels Literarischer Nachlaß*, herausgegeben durch Varnhagen von Ense, Leipzig 1835, Bd. II, S. 233ff.

zug des Finanzgeschäfts habe er den Obersten Bischoffwerder nach Zweibrücken entsandt. Es ist nicht abwegig, zu vermuten, daß dieser den leicht beeinflußbaren Prinzen dazu gedrängt und sich selbst in den Vordergrund geschoben hat. Denn so unauffällig sein Wesen wirkte und so sehr er trachtete, nach außen möglichst wenig in Erscheinung zu treten, war er doch ungemein geltungsbedürftig: der schleichende, machthungrige Streber, wie er im Buche steht. Carl August ergrimmte über die ihm widerfahrene Behandlung. Wenn er nur daran denke, schrieb er Ende Oktober der Herzogin Luise aus Karlsruhe, koche ihm das Blut[14]. Alsbald entschloß er sich, die Reise nach Zweibrücken abzubrechen. Mit Recht fühlte er sich gekränkt.

Indessen, auch sachlich liefen die Dinge nicht nach Wunsch. Frankreich hatte nämlich inzwischen Preußen mit einer weit höheren Summe den Rang abgelaufen und Bischoffwerder zog unverrichteter Dinge ab, was Carl August erst recht darin bestärkte, sich nicht nach Zweibrücken zu begeben. Was hätte er nach alledem noch dort zu suchen gehabt oder erwarten können? — Nun war es ja offenkundig, warum Herzog Karl von Anfang an, trotz der höflichen Einkleidung seines Bedenkens, keine Lust bezeugt hatte, ihn zu empfangen: er wollte eben Wien und Paris in der neu sich gestaltenden Situation nicht vor den Kopf stoßen. Auch ohne den vorausgegangenen Besuch Bischoffwerders wäre das Erscheinen des Weimarers für beide Teile nur peinlich gewesen, und überdies hätte er sich am französischen und kaiserlichen Hof bloßgestellt, seiner Sache aber gewiß nicht nützen können. Der Auftrag des Prinzen von Preußen war ja durch die Ereignisse überholt und gegenstandslos geworden. Und nicht nur dies: würde nun gar etwas von dem, was so geheim eingefädelt worden war, bekannt, dann war man geradezu blamiert, und die Gegenseite konnte sich ins Fäustchen lachen. Schwer verärgert über die Einschaltung des zweiten, nicht einmal taktvollen Mittelsmannes, der keine gute

---

[14] Hierfür und zum folgenden konnten die im Weimarer Haus- und Staatsarchiv lagernden ungedruckten Briefe des Herzogs an seine Gemahlin Luise, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, eingesehen und ausgewertet werden.

Fühlung mit ihm gehalten hatte, gab der Herzog dem Schwager seinen Verdruß zu erkennen, und zwar so unverblümt, daß dieser sein Bedauern aussprach; auch der Dessauer mißbilligte das Verfahren Bischoffwerders.

Carl August hatte Goethe über den unerfreulichen Verlauf brieflich einiges mitgeteilt. Dieser zeigte sich darüber nicht verwundert, war ihm doch die Reise des Bischoffwerder gleich als nicht ganz geheuer aufgefallen. Gespannt, fast neugierig sah er dem Ausgang der eigenartigen diplomatischen Mission entgegen, von der er sich freilich nicht viel versprochen hatte. Jetzt spöttelte er sogar über den Fürsten von Dessau, da er ihm als Drahtzieher der durchkreuzten, in Verwirrung geratenen Affäre einen Hauptteil der Verantwortung zumaß. Die mißlungene Reise seines Herzogs bedauerte er nicht eigentlich, fast gönnte er ihm die Enttäuschung; Schadenfreude über den Fehlschlag empfand er natürlich nicht, aber er hoffte, Carl August werde aus dieser Erfahrung lernen. Gehe es nicht anders, empfahl er ihm, so möge er sich eben herausziehen, «ohne sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromittiert haben». Das war deutlich. Der Dichter, der seinen Fürsten so weit von dem Ziel entfernt sah, das er ihm in seinem Geburtstagspoem vom Vorjahr vorgezeichnet hatte, mochte von vornherein gefürchtet haben, Carl August werde in eine peinliche Lage geraten. Schon dies hatte ja etwas Mißliches, daß er die Zweibrücker Reise nicht im Auftrage des preußischen Königs, sondern nur im Einverständnis mit dem Thronfolger unternahm, der keine amtliche Verantwortung trug. Dazu der anrüchige Geschmack, der der Sendung durch die materielle Verfänglichkeit des Geschäfts anhaftete.

Was aber sollte Carl August tun, da er dieses einen Fehlschlages wegen weder die Unionspolitik noch sein gutes Verhältnis zum Kronprinzen über Bord werfen wollte? — Er hielt etwas zurück und begnügte sich zunächst damit, nach Berlin Situationsberichte zu erstatten und unter der Hand weiterhin ein wenig zu diplomatisieren. Die Frische seiner Feder litt nicht unter der erlittenen Schlappe. Eher könnte man sagen, er legte sich so lebhaft ins Zeug, als wolle er nun in Berlin erst recht zeigen, was er könne. Seine Berichterstattung wirkt sehr unmittelbar und hat eine persönliche

Note. Er weiß das Hin und Her der Kleinstaatskabinette in den größeren Rahmen der Unionsbestrebungen einzuordnen; er tut es mit natürlichem Takt und der Fähigkeit, das Nahe mit dem Entfernteren zu verknüpfen. Den Kopf hängen zu lassen, wenn die Dinge nicht nach Wunsch gingen, war seine Art nicht. Er hielt sich möglichst schadlos an dem, was ihm das südliche Deutschland sonst zu schenken hatte. Ohnedies sollte ja die Rundfahrt an den verwandten und befreundeten Höfen mit all ihren Umwegen der diplomatischen Tarnung seines ursprünglichen Vorhabens dienen, ließ also Spielraum, sich umzusehen. So gestaltete sich die Reise am Ende recht abwechslungsreich; sie brachte ihm neue Bekanntschaften und erweiterte sein Gesichtsfeld.

Auf diesen Streifzügen durch den Südwesten des Reichs berührte er in bunter Reihe Karlsruhe, Straßburg, Mannheim, Frankfurt, Homburg, Mainz und Darmstadt, wo ihn zu seinem Ergötzen Goethes alter Freund, der Herr Kriegsrat Merck im Schlafrock und in einem Wust von Papieren empfing. — Die Briefe an Anna Amalia spiegeln einige seiner Eindrücke. Anscheinend hatte er das Bedürfnis, die Mutter durch Mitteilsamkeit mit seiner langdauernden Abwesenheit auszusöhnen; sie schlagen in diesem Herbst bisweilen sogar zärtliche Töne an; allerdings, die liebenswürdige Plauderei überwiegt darin. Luise, seine Frau, ließ er tiefer in das hineinblicken, was in ihm vorging. Sie war ihm, wie er einmal sagt, Kanzler, Vertraute, Pontius Pilatus und Einmaleins. Von ihr verstanden zu werden in diesen Wochen, wo sein Bild selbst ihr in ungewissem, schwankendem Licht erscheinen konnte, darauf kam es ihm entscheidend an. Dies war das eine, was ihn bewegte; fast stärker noch war das Verlangen, politisch nichts von dem zu verabsäumen, was er zu seinen Pflichten rechnete, und nicht zuletzt dies: trotzdem und weil er die Zweibrücker Schlappe nicht leicht verschmerzte, wünschte er zum mindesten die Scharte auszuwetzen. Auch in der Maske des Vergnügungsreisenden und höfischen Pflichtbesuchers blieb er aus innerster Neigung Politiker, nun erst recht. Streift er diese Dinge in seinen Briefen an Luise, wird bisweilen ein trotziger, beinahe verbissener Unterton darin laut. Nein, was er aus Überzeugung ergriffen, wollte er nicht fahren lassen; es wäre ihm wie eine Gesinnungslumperei erschienen. So lebten, während

er von einem Ort zu anderen zog, gleichsam zwei Seelen in seiner Brust.

In Karlsruhe, seiner ersten Station, teilten sich seine Tage zwischen gesellschaftlichen Zerstreuungen und Geschäftlichem. Der alte Freund Edelsheim, obwohl damals leidend, gab sich Mühe, beiden Seiten des Gastes gerecht zu werden und saß bis in die Nächte mit ihm zusammen[15]. Doch faßte der Herzog nun auch zu Edelsheims jüngerem Bruder, Georg Ludwig, dem Oberkämmerer, eine lebhafte Sympathie; er neigte sogar dazu, dessen Fähigkeiten zum Teil noch höher einzuschätzen als die des Ministers, ein Urteil, das freilich durch die Geschichte nicht bestätigt werden sollte. Der brave Markgraf flößte dem Vollblutmenschen auch diesmal kein wärmeres Interesse ein, und dessen Sohn, der Erbprinz, der sich anscheinend schwer mitteilen konnte, tat ihm leid. Jedenfalls, inmitten der badisch-hessischen Verwandten kam ihm doppelt zu Bewußtsein, was er an seiner eigenen Frau besaß, und er sagte es ihr, die immer gegen das Gefühl innerer Vereinsamung anzukämpfen hatte, in treuherzigen Wendungen. «Du bist und bleibst doch», endete diese Liebeserklärung (28. Oktober, Karlsruhe) «das Beste und die Krone Deiner Familie»; er begreife nicht, wie «so etwas Gutes und Wohlgeordnetes» aus einer so «verschrobenen» Sippschaft kommen könne.

Von Karlsruhe aus gestattete sich Carl August einen Ausflug nach Straßburg. Hier stellte er nicht ohne Genugtuung fest, daß die Komödie hinter der Bellomoschen Truppe daheim in Weimar zurückstand. Doch kam der Theaterliebhaber auf seine Kosten durch das Spiel der berühmten, in Paris vielumstrittenen Mlle Saintval, deren Kunst er nach allen Regeln der Zunft analysierte.

---

[15] Über Wilhelm von Edelsheim siehe DOROTHEA SAUTTER, *Wilhelm von Edelsheim an Carl August von Weimar. Unveröffentlichte Freundschaftsbriefe.* Neue Heidelberger Jahrbücher, N. F. 1937. — DIESELBE, *Wilhelm von Edelsheim und die badische Fürstenbundspolitik.* Dissertation, Heidelberg 1938.

Dazu über Edelsheims Rolle in den Anfängen der Fürstenbundspolitik H. TÜMMLERS Einleitung zum *Carl August-Briefwechsel* Bd. I, S. 8ff., und zahlreiche Textstellen der Edition.

Zur späteren Entwicklung des jüngeren Edelsheim, Georg Ludwig, siehe u. a. WILLY ANDREAS, *Baden nach dem Wiener Frieden 1809.* Neujahrsblatt der Bad. Histor. Kommission, N. F., Heft 15 (1912), S. 15f.

Zum Höhepunkt in dem mehraktigen Zwischenspiel seiner Rundfahrt wurde der Abstecher nach Zürich, den er von Karlsruhe aus unternahm. Damit folgte er einem Herzensbedürfnis. Diesmal also reiste er ohne Goethes Regie[16]. Einer Einführung durch ihn bedurfte es jetzt nicht mehr.

Lavater, der auf den Besuch nicht vorbereitet war, traf er bei dessen Busenfreund, dem Doktor Hotze in Richterswil und kehrte mit ihm nach Zürich zurück, wo er wie das erste Mal im Gasthaus zum Schwert, anscheinend unter dem Decknamen eines Herrn von Edelsheim aus Durlach abstieg[17]. — Er war bei köstlichem Wetter gereist und machte nun die Länge seines Aufenthalts davon abhängig, ob die schöne Witterung anhalte. Er werde also die Jahresfeier von «neunundsiebzig» in Zürich begehen, schrieb ihm Goethe (26. November 1784) und war neugierig, zu hören, wie er Lavater finden werde und wie ihm nun Dinge und Menschen unter veränderten Gesichtspunkten erscheinen würden. Es war dies bereits die Antwort auf einen Brief des Herzogs aus Zürich, der uns nicht mehr erhalten ist. Schade, daß wir den Bericht Carl Augusts an den Dichter über den Zürcher Aufenthalt entbehren müssen. Was er darüber, wenn auch nicht gerade ausführlich, Mutter und Frau zu erzählen hatte, verrät ein echtes Glücksgefühl. Ausschließlich brachte er die Zeit mit Lavater zu, dessen Geburtstag er mitfeierte.

---

[16] Zu der früheren «Schweizerreise» von 1779 vergleiche man Kapitel 11 meiner Carl August-Biographie und das daselbst S. 579ff. angeführte Schrifttum, ferner meine in den Schweizer Beiträgen zur Allgemeinen Geschichte, herausgegeben von Werner Näf, Bd. VI (1945), vorangeschickte Untersuchung *Carl August von Weimar über seine Schweizerreise mit Goethe. Nach Tagebuchblättern und Briefen des Herzogs.*

[17] Zum zweiten Aufenthalt Carl Augusts in Zürich 1784 siehe Heinrich Funck (als Herausgeber), *Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher*, Schriften der Goethegesellschaft Bd. 16, Weimar 1901, sowie Karl Muthesius, *Lavater und Carl August*, Zürcher Taschenbuch für das Jahr 1927, Zürich 1926, bei A. Bopp & Co.

Nach Rudolf Pestalozzi «*Lavaters Fremdenbücher*», S. 49 (Neujahrsblatt auf das Jahr 1959, Zürich), lautet Carl Augusts Eintrag ins Album folgendermaßen: «Die Freundschaft besitzt ein gar reiches Wörterbuch für die Lichtbedürftigen; gewähre mir doch das Schicksal, daß ich es oft mit Dir aufschlage».

Sie sahen zusammen viele Bilder an und befuhren den See bei schönstem Sonnenschein; doch hielten sich seine Eindrücke ungefähr im Rahmen dessen, was ihm bereits örtlich bekannt war. Darüber hinaus erweiterte sich seine Kenntnis von Land und Leuten nicht, was er mit einem Unterton von Bedauern vermerkt. Sie durchstreiften die Stadt, besahen Merkwürdigkeiten und statteten Visiten ab. Einen Abend verbrachten sie zusammen in der Zunft, wo Herr Ott, der Inhaber des Gasthofs zum Schwert, gefeiert wurde, und blieben dort bis Mitternacht. Der Herzog ging zu allen Tischen; Lavater brachte in seinem Namen einen Trinkspruch auf die Gesundheit der ganzen Zunft aus. Ein andermal besuchte Carl August mit dem jungen Lavater das Konzert in der Schumacherei. Er erneuerte ältere Bekanntschaften, war auch mit Bäbe Schultheß nach dem Abendgebet in der neuen Helferei zusammen, die Lavater seit mehr als zwei Jahren bewohnte; tags darauf machte er ihr im Schönenhof seine Aufwartung. Dabei erzählte er ihr viel von Goethe und den Stolbergs. Er sei sehr munter gewesen, sagt ihr Tagebuch. Natürlich nahm er an allem Anteil, was in Lavaters Umgebung vorging. Dem guten Waisenhauspfarrer Pfenninger kam er anscheinend noch näher als bei der früheren Begegnung, und der Einblick in dessen schwierige Familienverpflichtungen veranlaßte ihn, eine jährliche Ausbildungsbeihilfe für eines seiner Kinder zu leisten. Es geschah auf zartfühlende Weise. Den Hauptinhalt aber der Zürcher Tage, darauf deuten die brieflichen Äußerungen des Herzogs hin, machte die rein menschliche Aussprache mit Lavater aus. Goethe bildete jetzt nicht mehr unmittelbar das Bindeglied zwischen den beiden wie vor fünf Jahren, als die Freundschaft des Dichters mit dem Gottesmann noch auf ihrem Höhepunkt stand. Wer weiß, vielleicht hätte Goethes Anwesenheit unter den inzwischen veränderten geistigen Umständen sogar erkältend gewirkt. Der Eindruck, den Carl August von Lavater mit nach Hause nahm, war auch diesmal bedeutend. Luise gegenüber nennt er ihn «eine unbegreiflich große Seele». Mit innerem Gewinn, wie schon nach seiner ersten Schweizerreise, ging er von dannen. Ältere Bestände ihres Gedankenaustausches hatten sich vertiefen lassen, neue Betrachtungen waren daran angeknüpft, anderes zurechtgebogen worden. Es war ihm, als habe sich seine

Existenz gefestigt. So etwa zog er selber die Summe des Aufenthaltes.

Freilich, er spürte doch auch, daß sie in verschiedenen Welten lebten, und er gestand es Luise. Es wurde ihm nicht leicht, ihr klar zu machen, was er meine. Ungefähr war es dies: So erhellt und beglückt er sich in Lavaters Gegenwart fühlte, so beklemmend war es ihm, wenn er wieder allein mit seinen Gedanken und der Wirklichkeit des eigenen Lebens war. Dann wurde ihm zu Mute, als habe ihn der andere zu rasch in seine Atmosphäre emporgehoben; da komme man sich vor, als sei man gleich in die höchsten Berge versetzt. Dieser Abstand erschien ihm zu gewaltig; er bleibe, sagt er, lieber in der Luft, «in welcher mich mein Schicksal atmen heißt». Eine bescheidene Einkehr in sich, eine Erkenntnis der eigenen Grenzen, wie man sieht, aber im Grunde ein Bekenntnis zu sich selber, vielleicht sogar leise Vorboten einer Ablösung von der Individualität des bisherigen Seelsorgers. Indessen, es überwog das Gefühl der wohltätigen Wirkung Lavaters auf Geist und Gemüt. Dankbar sprach er es ihm auf der Rückreise in Karlsruhe aus. Die Tage, die er bei ihm zugebracht habe, seien «die seligsten» der letzten sechs Monate gewesen. Zufrieden gehe er aus dem alten Jahr heraus, für alle künftigen hoffe er «eine ähnliche Ölung». Die Nachschrift des Briefes drückt sich noch inniger aus, indem sie sinnvoll auf Titel und Beruf des Freundes in der Zürcher Reblaube anspielt und die vollzogene Gewissensreinigung besiegelt: «Lebt wohl, lieber Helfer, Euch werde immer geholfen, wie Ihr so gut anderen helft und helfen möget, mir hilft das Schicksal wahrlich am meisten, in der Erhaltung dafür muß ich freilich danken, oft könnte es mir aber auch noch besser helfen, doch versäume ich auch manchmal seine Hilfe, es gibt mir doch Weisheit, damit ich immer seine Hilfen zur rechten Zeit erkenne, und auch genug Kraft und Tätigkeit, damit ich sie immer zu meinem Nutz und Frommen anwende.»

In Lavaters Vertrauen hatte sich Carl August nunmehr so stark befestigt, daß jener auf einen groben Angriff Friedrich Nicolais hin den Rat des soviel Jüngeren in Anspruch nahm. Dieser dachte sorgfältig über den Zwischenfall nach, erkannte aber richtig, daß der wundergläubige apokalyptische Träumer in Zürich und der

hyperkritische Fanatiker der flachen Berliner Aufklärung sich niemals finden würden. Daher bestimmte er Lavater zum völligen Abbruch der Beziehungen und ließ selber den kränkenden Brief Nicolais an diesen ohne Kommentar und ohne die Vorrede zum Pontius Pilatus, die Lavater hatte beilegen wollen, zurückgehen.

Über dieser Korrespondenz der beiden Freunde gingen Winter und Jahr zu Ende. Unvermindert herzlich nahm der Briefwechsel seinen Fortgang; er erfuhr auch dann keine Unterbrechung, als Lavater in der Vorrede zum vierten Bande des Pontius Pilatus (datiert vom 14. Februar 1785) Carl Augusts eigene Gedanken über die Natur von Büchern mit deutlichem Hinweis auf deren fürstliche Herkunft der Öffentlichkeit preisgab. Eine jener Lavaterschen Indiskretionen, worunter auch Goethe, Herder und der Düsseldorfer Jacobi zu leiden hatten. Mehr als naiv, sah er eben alles, was er an seine Freunde und diese an ihn oder an andere schrieben, als Gemeingut seiner großen, weitverbreiteten Gemeinde an. Auch in diesem Punkt ein merkwürdiger Heiliger!

Sieht man von der Begegnung mit Lavater ab, der für Carl August immer noch eine einzigartige Erscheinung blieb, kreuzten in all diesen Wochen nicht viele Menschen seinen Weg, die für ihn eine Bereicherung bedeuteten. Die meisten fand er unbedeutend, einige interessant. Mit Lavater konnte sich niemand messen. Daß er in Speyer den Domherrn Freiherrn von Hohenfeld nur flüchtig kennen lernte, bedauerte er, da ihm dieser einen ausgezeichneten Eindruck machte, und ein Mann wie Baron Groschlag, der ehemalige Minister des Kurfürsten-Erzbischofs Emmerich Joseph, war für ihn schon deshalb von Belang, weil er, obwohl eine gestürzte Größe, auch jetzt noch nicht ohne Einfluß im Mainzer Kurstaat war. Zudem sollte er ihn im Einvernehmen mit dem Prinzen von Preußen wegen eines Übergangs in preußische Dienste sondieren[18]. Er suchte ihn in Dieburg, seinem von Parkanlagen umgebenen Schloß auf und empfing in Darmstadt seinen Gegenbesuch. Aber

---

[18] Über Carl Friedrich Willibald Freiherrn von Groschlag siehe Hans Tümmler, S. 120 des *Carl August-Briefwechsels*, Bd. 1, und die darin mitgeteilten Korrespondenzen, ferner Willy Andreas, *Ausklang der Schweizerreise: Carl August und Goethe an den südwestdeutschen Höfen*, Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins, Bd. 100 (1952), S. 330ff.

auch diesmal fand er keinen Gefallen an ihm, und daß Groschlag, damals französischer Gesandter beim Rheinischen Kreis, anscheinend keine Lust bezeugte, die ausländische Verbindung zugunsten einer heimatlichen Verwendung aufzugeben, mißfiel ihm sichtlich. Er glaubte, die selbstsüchtigen Motive des alten Schlaumeiers zu wittern.

Das Darmstädter Milieu hatte dem Herzog außer Merck nicht allzuviel zu bieten. Er kannte es ja von früher her. Politisch schied es für ihn so gut wie ganz aus. Denn Hessen setzte den Fuß, soweit die heiklen deutschen Fragen in Betracht kamen, nur ängstlich auf und war genötigt, Rücksichten auf das benachbarte Frankreich zu nehmen. Die schwierige Finanzlage des Landes aber gebot eine um so größere Zurückhaltung. Man sieht auch nicht, daß Carl August Anstrengungen gemacht hätte, in Darmstadt einzuhaken und für den Fürstenbund zu werben. Der regierende Landgraf, sein Schwiegervater, ein etwas absonderlicher Herr, war abwesend, sein Schwager, Erbprinz Ludwig, ohne erheblichen Einfluß. Augenscheinlich fand er sich mit dieser Situation, als vorläufig nicht zu ändern, ab. Vielleicht hoffte er, man könne die hessische Politik eines Tages leichter in Fluß bringen, wenn nur einmal die umliegenden geistlichen und weltlichen Territorien am Ober- und Mittelrhein gewonnen wären. Gleichwohl verwendete er auf Darmstadt verhältnismäßig viel Zeit. Daß er den Aufenthalt hier auch um seiner Frau und ihrer Familie willen nicht früher abbrach, darf man ihm glauben. Halb entschuldigend machte er dies der Mutter gegenüber geltend. Nicht daß es ihm an kritischem Blick gefehlt hätte! Er hatte seine Vorlieben und Abneigungen, und zur Atmosphäre der Höfe gehörte es, daß Langeweile und Vergnügen miteinander stritten. Aber es lag nicht in Carl Augusts Wesen, Schroffheiten herauszukehren. Durch Sturm und Drang hindurch hatte er sich doch verbindliche Umgangsformen und ein gewisses Maß wechselseitiger Duldsamkeit bewahrt. Charakterzüge, die für ihn einnehmen.

Unerwartet brachte der Darmstädter Aufenthalt dem Herzog zuletzt noch im Dezember eine Begegnung mit Schiller. Dieser lebte damals in Mannheim, wo ihn Charlotte von Kalb besuchte. Sie war es, die in Anbetracht der Beziehungen Carl Augusts zum

hessischen Hof es zu bewerkstelligen wußte, daß Schiller ihm vorgestellt wurde[19]. — Mit den Anfängen seines Don Carlos in der Tasche machte sich Schiller am Tage vor Weihnachten auf den Weg nach Darmstadt, wo er im Gasthaus zur Sonne abstieg. Von den fürstlichen Damen und dem Erbprinzen, Carl Augusts Schwager, freundlich empfangen, las er am zweiten Weihnachtstag im erbprinzlichen Palais den ersten Akt seines Trauerspiels vor, der mit Beifall aufgenommen wurde.

In einer anschließenden Unterredung mit Carl August fühlte sich der Dichter durch die herzliche Art, wie ihm dieser entgegenkam, dazu ermutigt, offen von seinen Hoffnungen und Wünschen zu sprechen. Schon am nächsten Morgen wurde ihm zu seiner Freude durch ein herzogliches Handschreiben vom 27. Dezember 1784 die Kunde, daß ihm der Charakter als Rat in weimarischen Diensten verliehen sei. Eine Aufmerksamkeit zugleich für den befreundeten Darmstädter Hof, als dessen Gast er die Bekanntschaft des Dichters gemacht. Für Schiller war die Titelverleihung nicht gleichgültig, befestigte sie doch seine gesellschaftliche und bürgerliche Stellung. Auch konnte sie allenfalls gegen literarische Neider und Nörgler ins Feld geführt werden, vielleicht sogar als Beruhigungsmittel gegen seine Gläubiger. Gehobenen Mutes kehrte er damals nach Mannheim zurück, wo er freilich nicht mehr allzulange bleiben sollte. Allerdings, eine Versorgung in Weimar ließ noch vier Jahre auf sich warten.

Im Schloß Homburg, wo er zum Jahresende bei dem nahverwandten landgräflichen Paar einkehrte, genoß Carl August die Freuden einer winterlichen Hasenjagd und brachte bei Fackelschein abends auf dem Schloßgartenteich den jungen Prinzen das Schlittschuhlaufen bei. Als Schüler Goethes war er darin dem kleinen Hof sportlich voraus.

So nahm er am einen Ort dieses, am anderen jenes mit, was eben die Residenzen seiner Verwandten und das neue, für ihn schon deshalb reizvollere Milieu von Mainz dem Manne von Welt bieten konnten. Doch erklärte er schließlich sehr entschieden der

---

[19] Der im folgenden geschilderten Darmstädter Begegnung liegt vornehmlich Karl Bergers auch heute noch hoch zu bewertende Schillerbiographie, Bd. I, S. 421, zugrunde (München 1912, siebente Auflage).

Mutter, sie möge ihn ja keines Vagabundismus mehr schuldig sprechen. Er fände wahrhaftig die beste Ruhe zu Hause; die Freundschaft und Treue, die er da genieße, ersetze ihm reichlich die Vergnügungen, die man anderwärts ,in fremder Umgebung mit mancherlei Beschwerlichkeiten bezahle. «Ich bin nun aus den Jahren heraus, wo man bloß in der Unruhe Ruhe sucht, und bin auch schon so unruhig gewesen, daß ich das Unzulängliche der Unruhe reichlich gefühlt habe. Treibt mich also nicht etwas, welchem ich zu folgen für Pflicht halte, so können Sie ziemlich sicher auf meine Gegenwart zählen. Muß ich aber fort, so bitte ich recht dringend, das Zutrauen auf mich zu setzen, daß ich nichts ungetan liegen lassen werde, welches zu tun nötig ist. Verzeihn Sie mir diese Herzenserklärung», fuhr er fort, «ich kann's aber nicht ertragen, von jemanden, den ich so sehr wie Sie liebe, verkannt zu werden. Die Menschen sind gar erstaunlich verschieden und wollen gar verschieden behandelt werden. Ich könnte zum Beispiel hier nicht ohne die triftigsten Ursachen schnell abreisen, ohne das gute Verhältnis zu stören, welches zwischen meiner Frauen Familie und mir herrscht. Es sind herzlich gute Leute, sie können aber nicht vertragen, daß man ihre Vergnügungen durch irgend etwas unterbreche.» Wäre sich die Mutter nicht schon darüber klar gewesen, daß ihre Rolle als Vormünderin lange ausgespielt sei, so hätte es ihr diese Sprache des Sohnes zu Bewußtsein gebracht: er war ihrer Erziehung entwachsen.

Tiefer als die Vorhaltungen der Mutter traf es ihn, als er sich auch von der Lebensgefährtin mißverstanden sah[20]. Daß der betreffende Brief Luisens, wie er vermutete, unter Mitwirkung Frau von Steins zustandegekommen, verdroß ihn noch mehr. Die Beunruhigung in Weimar über sein langes Ausbleiben war allerdings nicht nur begreiflich, sondern weitgehend auch berechtigt. Nun gar, als bereits der Dezember anbrach. Weihnachten stand vor der Tür, und überdies war in nicht allzu ferner Zeit die Niederkunft der Herzogin zu erwarten. Mag sein, daß ihm in ungeschickter

[20] Die folgenden intimen Äußerungen Carl Augusts sind den noch ungedruckten, hier zum erstenmal erschlossenen Teilen seines im Weimarer Haus- und Staatsarchiv verwahrten Briefwechsels mit der Herzogin Luise entnommen.

Form nahegelegt wurde, bald heimzukommen. Vor allem aber: diesmal kam Mahnung oder Vorwurf von der Frau, die er zur Vertrauten seiner Pläne und Enttäuschungen gemacht hatte; das barg für ihn einen schmerzlichen, ja verletzenden Stachel. Er antwortete in erregtem Ton, und in seiner Rechtfertigung war deutlich auch die Stimme des politischen Menschen zu vernehmen, der sich im Besten seines Strebens verkannt fühlte. Was er zu entgegnen hatte, ist ungemein charakteristisch für seine Denkweise in diesem leidigen, spannungsreichen Zwischenstadium seiner diplomatischen Bemühungen, ebenso bezeichnend allerdings für sein Verhältnis zu Luise und die Gespaltenheit seines eigenen Wesens. Stellte er nicht, muß man fragen, einen unwahrscheinlich hohen Anspruch an das seelische Belastungsvermögen der vielgeprüften Frau? Denn schließlich forderte er im Grunde von ihr die Fähigkeit, zugunsten seiner politischen Ziele zu entsagen, deren Verwirklichung gleichbedeutend war mit der Erfüllung seines Ehrgeizes. Doch ist die Auseinandersetzung nicht ohne edle Beisätze, und dies sowohl im menschlichen wie im politischen Sinn. Dankbar sprach er von ihrer Liebe zu ihm, inständig bat er sie aber auch um Glauben und Hoffnung, sie brächten ihm Glück. Ja, er beschwor sie immer wieder: «Glaube und hoffe!» Zweifle sie nur im geringsten an ihm, dann sei er darüber unglücklich. Das sind selten von ihm angeschlagene Töne! Von niemandem sonst als von ihr verlange er solches Zutrauen, redet er leidenschaftlich auf sie ein, und in Erinnerung an die auf seinen neuen Wegen bereits erlittenen Enttäuschungen fragt er sie sichtlich bekümmert, fast ratlos: Sollte es ihm nicht gelingen, wenigstens durch den Glauben der Seinen Menschenseelen zu überwältigen? — Es ist echte Zuneigung, die hier bei ihm durchbricht; er wirbt um Luisens Verständnis für sein Hauptanliegen. Das war nun einmal jetzt die Politik. Dahinter traten ihm in diesem Augenblick alle anderen Rücksichten zurück, selbst die auf seine Gattin. Schwerlich war es Luise in ihrer damaligen Verfassung ein voller Trost, wenn er ihr beteuerte, auch sie gewinne ja letztlich durch seine Entfernung, lerne er doch allein schon durch Vergleich mit so vielen ihren persönlichen Wert immer mehr kennen und verehren. Mit einem gewissen Trotz, worin der Zorn über die mißlungene Zweibrücker Mission mitschwingt, versichert er ihr, mit

leeren Händen gedenke er nicht zurückzukommen. Der müsse ein Lump sein, der nach einem Fehlschlag seine Zeit nutzlos vertue — fest habe er es sich vorgenommen, keinen Schritt auf dieser langen Wallfahrt zu tun, der ihn nicht dem Endzweck näher bringe. So werde er denn auch nicht länger sinnlos unterwegs bleiben, freilich auch nicht kürzer als nötig sei. Damit war die Vorstellung, er reise bloß zum Vergnügen in der Welt umher, nachdrücklich abgewiesen. Käme er, setzte er hinzu, ohne Bereicherung von Tatsachen, Gewißheiten, Grundsätzen für sich und seine Auftraggeber nach Haus, würde er sich zu Tode schämen. Man sieht, er will erzwingen, was ihm bisher versagt geblieben; darin erblickt er geradezu seine Pflicht. Aber auch daraus macht er kein Hehl, daß es für ihn ein Ehrepunkt geworden ist, beharrlich seinen Weg fortzusetzen und zu erreichen, was ihm vorschwebte.

Hier, in den Briefen an Luise, wird es spürbar, seine Hoffnungen hatten sich in dem Augenblick, als er Anfang Dezember diese Gedankengänge hervorsprudelte, bereits wieder etwas belebt. Und in der Tat schien es, als würde er dem gesteckten Ziel durch die Bearbeitung von Kurmainz näherkommen. In solcher Stimmung und mit solchem Vorsatz ging ein hoffnungs- und enttäuschungsvolles Jahr für Carl August zu Ende. Wenn er sich jetzt an dieser Stelle so stark für die Unionspolitik einschalten ließ, so war das in beträchtlichem Maß Edelsheim zuzuschreiben. Dieser hatte in den letzten Monaten öfters Zwiesprache mit ihm gepflogen und traute ihm die Befähigung zu, die hier zu lösende Aufgabe zu übernehmen[21].

Sie bestand darin, das neuerdings sich meldende Anlehnungsbedürfnis des Episkopats auszunutzen und dergleichen Impulse zu stärken. Zu dem Groll über die eigenmächtige Kirchen- und Klosterpolitik Kaiser Josefs gesellte sich die wachsende Sorge vor seinem Bemühen, ein Bistum um das andere Mitgliedern seines

[21] Diesem Abschnitt der politischen Bemühungen des Herzogs ab Dezemberbeginn 1784 liegen die Schriftstücke Nr. 65—67 des *Carl August-Briefwechsels*, Bd. I, zugrunde, namentlich der von Weimar aus erstattete große Bericht Carl Augusts an Friedrich Wilhelm von Preußen vom Januar 1785. Dazu die sachkundigen Ausführungen des Bearbeiters HANS TÜMMLER, S. 10ff.

Hauses zuzuschieben. Diesem zum Teil jetzt schon erfolgreichen Ausgreifen wünschten einige geistliche Fürsten von Rang einen Riegel vorzuschieben. Andererseits beunruhigte sie die Kunde vom Werden eines Fürstenbundes. Es verlangte sie, Klarheit darüber zu gewinnen, und dies um so mehr, als bisher vorwiegend protestantische Reichsstände solche Unionsneigungen zu bezeigen schienen. Sollte man sich aber ganz davon ausschalten lassen, wo doch des Kaisers Übergriffe sich mehrten? — Allein war gewiß nicht viel auszurichten. So sahen auch sie sich nach Stützen, gegebenenfalls nach Verbündeten um.

Von der Kenntnis derartiger Stimmungen ging die Taktik aus, für die Carl August von Edelsheim sorgfältig vorbereitet und innerlich gewonnen wurde. Die Sache selbst hatte ihr Gewicht. Denn es war nicht gleichgültig, wie man sich hier, im Herzen des Heiligen Römischen Reiches, verhalten werde. Auf den Kurerzkanzler kam vieles an, zumal in diesem Augenblick, wo sich in der höheren Geistlichkeit auch aus kirchlichen Gründen viele Verstimmungen gegen das expansionslustige josefinische Österreich angesammelt hatten.

Mit ungeschmälertem Eifer machte sich Carl August an die Arbeit; konnten doch die Entschlüsse von Mainz eine ganze Reihe von Fürstbischöfen, wie etwa Würzburg und Bamberg, nach sich ziehen. Vielleicht ging es auch umgekehrt; darüber war sich der Herzog klar. Aber nach ersten Tastversuchen Edelsheims bei Beratern des Kurfürsten wurde er bald inne, daß man nicht mit der Tür ins Haus fallen dürfe. Überhaupt mußte der Eigenart dieser geistlichen Höfe Rechnung getragen werden. Bezeichnend, daß von vornherein Carl Augusts Besuch in Mainz der Anstrich einer zufälligen Begegnung gegeben wurde. Selbst vor den Darmstädter Verwandten hielt er seine Absichten verborgen; von dem regierenden Landgrafen erhoffte er ohnehin wenig. Dieser werde sich doch nur, überlegte er, durch französischen Druck zum Handeln anspornen lassen. Um so eingehender holte er bei Edelsheim Rat, der in Person das Terrain sondiert hatte.

Zweimal hat Carl August von der hessischen Residenz aus in den Weihnachtstagen den Kurfürsten aufgesucht und mit ihm die politische Lage durchgesprochen.

Es ist Friedrich Carl Joseph Freiherr von Erthal, dem wir nun öfters als Partner des Herzogs begegnen. Keine zu unterschätzende Persönlichkeit, dieser gebürtige Mainzer aus alteingesessener Familie, der eben die Mitte der sechzig erreichte und schon vor seinem Aufstieg zur erzbischöflichen Würde (1774) in den Ämtern des geistlichen Territoriums mancherlei Erfahrungen gesammelt hatte! Zeitweise war er Rektor der Mainzer Universität, ein paar Jahre auch Gesandter in Wien gewesen. Das Wort des höchsten deutschen Seelenhirten galt einiges im Heiligen Deutschen Reich. Friedrich Carls Einfluß aber hatte sich überdies am Mittelrhein dadurch noch verbreitert, daß ihm gleich nach der Mainzer Inthronisation auch das Bistum Worms zugefallen war. Sein jüngerer Bruder Franz Ludwig von Erthal, ein vortrefflicher Regent im Stil katholischer Aufklärung, nahm als Fürstbischof von Würzburg und Bamberg den ersten Rang unter den fränkischen Reichsständen ein. So hatte einst im Barock, damals freilich in noch größerem Ausmaß, ein ähnlicher Familienzusammenhang der Schönborns die Lande vom Main zum Rhein hin verbunden. Für die allgemeinen Strömungen war Friedrich Carl nicht ohne Empfänglichkeit, allerdings wechselte sie auch. Begonnen hatte er sein Regiment im Zeichen strengster Kirchlichkeit und der Jesuitenfreundschaft, lenkte aber dann in andere Bahnen ein und huldigte jetzt einem Geist maßvoller Reformen; just im gleichen Jahr (1784), als Carl August an den Kurfürsten herantrat, bekräftigte die Neugestaltung der Universität Mainz diese Richtung seines Wesens.

Zuvörderst kam es Carl August darauf an, den Irrtum zu berichtigen, als bestünde bereits ein Bund. Ferner wollte er das Mißtrauen zerstreuen, die bisher eingefädelten Verhandlungen über die Konservierung Teutscher Libertät seien das Gespinst preußischer Ränke. Schließlich oblag es ihm, gewisse Besorgnisse konfessioneller Art bei dem Kurfürsten auszuräumen und ihn davon zu überzeugen, ohne Unterschiede des Bekenntnisses erachte man die Unantastbarkeit der Kirchenverfassung im Reiche als notwendig. Kein künftiges Mitglied der Union brauche also dieserhalb etwa den Beitritt zu scheuen! Käme die Römische Königswahl zur Sprache, dann hatte der Herzog Erthal klarzumachen, die Katholiken würden auch unter einem protestantischen Hohenzollern wie

Friedrich Wilhelm keine Gefahr laufen. Ein Thema, das nicht ganz leicht zu behandeln war, da die Mainzer Räte ihrerseits wegen eines Glaubenswechsels ein wenig vorgefühlt hatten. Daß einem solchen Schwierigkeiten im Wege stünden, durfte er allerdings nicht verschweigen, wenn diese Frage angerührt werde. So ungefähr war die Linie abgesteckt, die Carl August innezuhalten hatte. Endlich sollte die Bearbeitung des Reichserzkanzlers ihn möglichst zu dem Entschluß bewegen, an der Spitze seiner geistlichen Standesgenossen, da sie von Österreich am wenigsten Gutes zu gewärtigen hätten, den ersten Schritt zur Gründung eines Bundes zu tun und mit Vorschlägen an die weltlichen Fürsten heranzutreten: unter diesen befänden sich ehrliche Patrioten genug, sich zu einem solchen Werk der Gemeinschaft zusammenzuschließen. Bei alledem hatte, wie gesagt, Edelsheim seine Hand im Spiel gehabt. Sowohl bescheidenere wie höhere Verhandlungsziele waren vorgesehen, und Carl August machte sich auf, sie mit sachlichen Gründen und mit suggestivem Zureden zu vertreten. Wie weit man Stufe für Stufe damit kommen werde, mußte sich zeigen.

Es ist ein Bild eigener Art, die beiden Hauptpersonen in diesem halbverdeckten Spiel nebeneinander zu beobachten. Den jungen weltlichen Fürsten in seinem Drang, die Dinge herzhaft anzufassen und vorwärtszutreiben, und den feinen, alten Prälaten, der die Kunst, auszuweichen, übte. Mit liebenswürdiger Beharrlichkeit führte er zunächst den Gast in den prächtigen Gemächern seiner Residenz umher und ließ ihn die herrliche Aussicht auf die Rheinlandschaft draußen genießen, während der andere «vor Ungeduld fast starb». Mehr als einige Worte des Unmuts über den Kaiser und der Sympathie für einen deutschen Fürstenverband wußte er Erthal nicht zu entlocken. Erst das zweite Mal, bei einem Maskenball dieses vergnügten geistlichen Hofes, ging der Kurfürst etwas mehr mit der Sprache heraus, wie ja überhaupt der Herzog im menschlichen Verkehr mit dem Mainzer Erthal Friedrich Karl Joseph immer auf erheblichere Schranken stieß als bei dessen Bruder Franz Ludwig, dem Bischof von Würzburg und Bamberg.

Gemessen an dem, was Edelsheim und Carl August hatten erzielen wollen, war das Ergebnis der Unterhaltung nicht sehr ergiebig, wenn auch günstiger als das erste Mal. Daß die geistlichen

Herren als zunächst Gefährdete die weltlichen zum Beistand und zu einer Union aufriefen, dazu konnte Carl August den Kurfürsten nicht bewegen. Andrerseits erhob Erthal doch auch keinen förmlichen Widerspruch, und es wurde, als man sich trennte, vereinbart, im nächsten Frühjahr von neuem zusammenzukommen. Bis dahin wollte der Kurfürst, der es übrigens vermied, über die Römische Königswahl zu sprechen, die Stellung des französischen Hofes, Carl August die des preußischen zu dem Bündnisplan erforschen; denn ohne Zustimmung dieser beiden Regierungen hielt man es für unmöglich, ihn auszuführen. Je nach dem Ergebnis dieser Erkundungen sollten dann weitere Maßnahmen getroffen werden. Dies, in Kürze zusammengefaßt, die Ergebnisse der diplomatischen Ausflüge Carl Augusts an den Mainzer Hof. Was ist ihr Gehalt, wie sind sie zu bewerten? —

Auf den ersten Blick schien es, als sei man vom Abschluß einer Union noch ziemlich weit entfernt. Der Kurerzkanzler war wenig aus sich herausgegangen, sein Entgegenkommen hielt sich in engen Grenzen. Immerhin, man war jetzt miteinander im Gespräch; eine weitere Annäherung der Geister und festere Formen einer Verständigung ließen sich erhoffen. Ein erstes Einvernehmen mit dem Kurhof war angebahnt: sowohl geistliche wie weltliche Fürsten hatten sich grundsätzlich mit dem Plane einverstanden erklärt, und mit etwas größerer Aussicht auf Erfolg konnte im gegebenen Augenblick an die Verwirklichung gedacht werden.

Die vom Herzog geleistete Vorarbeit war begrenzt, aber nicht ohne Belang: in der einstmals so geschlossenen Front der habsburgischen Vormacht zeigte sich eine Lockerung, hatte doch bis vor kurzem gerade der hohe Klerus zu ihren angesehensten Stützen in Deutschland gezählt. Freilich, die Schwächen der von ihm vertretenen Planung konnten auf die Dauer einem so hellen Kopf nicht verborgen bleiben. Es mußten sich Mittel und Wege finden lassen, über den unbefriedigenden Stand des Unionsproblems hinauszugelangen. Und so brachte Carl August von der in Weimar so vielberedeten Reise in den Südwesten die Einsicht mit nach Haus, es sei Zeit, die Dinge durch einen starken Impuls vorwärts zu treiben. Folgerichtig beschloß er seinen langen Januar-Bericht an den Prinzen von Preußen mit der behutsam vorgetragenen

Bitte, er möge nunmehr den König mit den Absichten der Fürsten bekannt machen, damit er seinerseits durch Billigung ihres Vorhabens diesem einen entscheidenden Anstoß gebe. Damit rief er eine größere Figur auf den Plan.

Für Carl August selber bedeutete dieser Abschluß seines Aufenthaltes am Rhein, rein persönlich betrachtet, eine gewisse Entspannung, nachdem die verunglückte Zweibrücker Reise sein Seelenbarometer empfindlich herabgedrückt hatte. Gewiß, von dem, was er sich vorgenommen, hatte er längst nicht alles erreicht. Aber es war ihm doch gelungen, die Dinge zu klären und ein wenig vom Fleck zu bringen. Der Weg in die Zukunft war weder ihm noch der Sache, der er diente, verbaut. Daß seine Mission gänzlich gescheitert sei, konnte ihm selbst von Mißgünstigen nicht nachgesagt werden. Indessen, die Zukunft nur entschied darüber, ob aus dem bescheidenen Augenblicksertrag seiner Bemühungen auch weitere Früchte hervorgehen würden.

Drei Monate hatte die große Reise gedauert; in Weimar harrte man ungeduldig der Rückkehr des Landesherrn, die sich immer wieder verzögerte. Nun waren fast schon die beiden ersten Januarwochen um, ohne daß er heimgekommen war. Auch Wieland ließ sich mißmutig über das «Vagieren» an den fremden Höfen aus. Er sei begierig, äußerte er, ob die lange Abwesenheit wenigstens der Person des Herzogs Gewinn gebracht habe. Allzuviel schien er sich davon nicht zu versprechen. Der Schaden, den das Land erlitten, war seines Erachtens ohnehin nicht ganz wettzumachen, und das Geld, das die Reise gekostet, sehe man auch nicht wieder. Selbst Goethes hatte sich einige Unruhe bemächtigt. Schwerlich hätte er sich sonst so nachdrücklich bei Merck erkundigt, wie er den Herzog gefunden und welchen Eindruck dieser in Darmstadt gemacht habe. Was er noch im Dezember über Carl Augusts Stimmung aus einem an Knebel gerichteten Brief entnahm, erstaunte ihn einigermaßen.

Es war eine Art Loblied auf die Naturwissenschaft, das den Dichter hätte an sich erfreuen können. Carl August pries sie um ihres Wahrheitsgehaltes willen; jedem, der sich mit ihr abgebe — schrieb er — könne man nur dazu gratulieren. Sie beweise und lehre,

wie das Größte, das Geheimnisvollste, das Zauberhafteste ordentlich, einfach und unmagisch zugehe. «Sie muß doch endlich die armen, unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist.» Dies aufklärerisch nüchterne Bekenntnis schloß er mit dem Satz, täglich bitte er seinen guten Genius, er möge ihn vor jeder anderen Art des Lernens abhalten, ihn vielmehr «auf den ruhigen, bestimmten Weg leiten, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt». — Goethe wunderte sich, daß Carl August unterwegs vom Geiste der Naturlehre überfallen worden sei; denn gerade dafür hielt er ihn wenig vorbereitet. Unterschätzte er ihn aber nicht etwas, da er ihn von seiner politischen Leidenschaft gepackt sah? — Und wieviel hatte ihm gerade der Trieb des Freundes fürs Außerordentliche zu schaffen gemacht! Es steht dahin, ob Knebel dem Dichter den herzoglichen Brief im vollen Wortlaut zu lesen gab. Der enthielt nämlich auch andere Reflexionen, so den Gedanken, Leben sei ja wohl in der Hauptsache auf Erhaltung und Fortpflanzung angelegt; dadurch, daß das Schicksal die Naturerkenntnis gemein werden lasse, mildere es die Einförmigkeit! Ein Hauch von Melancholie scheint über diesen Worten zu liegen. Offenbar hat ihr Schreiber wenig Illusionen zu verlieren. Immerhin, es sind ernsthafte Überlegungen, mit denen er sich herumschlägt; reinen Vergnügungsreisenden oder Salondiplomaten fließt dergleichen nicht ohne weiteres in die Feder.

Auch zwischen ihm und Goethe war während ihrer Trennung nicht alles glatt gelaufen. Es kam zu einem für uns aufschlußreichen Zwischen- und Nachspiel, zur Südwestreise, bedeutsam für den einen wie den andern

Von Mainz nach Darmstadt zurückreisend frühstückte Carl August eines Tages bei Frau Aja. Erneut stieg das Verlangen in ihm auf, den Freund in so vertrauter Umgebung bei sich zu haben, und sicherlich drängte es ihn auch, Goethes Ansicht über die laufenden politischen Geschäfte, zumal über deren Mainzer Variante zu hören. So bat er ihn mit ein paar Zeilen, nach Frankfurt zu kommen, um dann gemeinsam die Heimreise anzutreten. Goethe berichtete der Freundin ganz unglücklich über das Ansinnen; das

Wetter, die Jahreszeit, sein Befinden und die bösen Erinnerungen von 79 an Homburg, Darmstadt, Hanau, Ziegenberg machten ihm Reißen in den Gliedern. In höflichster Form sagte er dem Herzog ab[22]. «Soviele innere sowie äußere Ursachen halten mich ab, daß ich Ihrem Rufe nicht folgen kann. Möge es Ihnen recht wohl gehen und diese Reise, der es nun bald an sauern Unbequemlichkeiten nicht fehlen kann, Ihnen von recht großem Nutzen werden. Mich heist das Herz», bekannte er offen, «das Ende des Jahres in Sammlung zubringen, ich vollende mancherley im Thun und Lernen und bereite mir die stille Folge einer Thätigkeit aufs nächste Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen die außer dem Kreise meiner Bestimmung liegen. Ich habe deren so genug und zu viel, der Haushalt ist eng und die Seele ist unersättlich.» Gemessene Worte von merkwürdig festem Klang. Er wünschte also aus der Abwicklung und den Vorbereitungen seiner Geschäfte an der Jahreswende nicht herausgerissen zu werden. Möglicherweise wollte er damit auch andeuten, daß ihm die hohe Politik, wie sie jener im Augenblick betrieb, fern liege. Zudem läßt er etwas wie ein Mißbehagen merken, wie ein Mann, dem die Amtspflichten fast zu reichlich werden und der Seelenraum zu eng. Dann knüpft er eine Besinnung auf das Bekömmliche oder den Nachteil des Reisens an, als spreche er nur von sich und seinen Erfahrungen, die zeitlich ja nicht weit zurücklagen. Denn vor zwei Monaten erst war er aus Braunschweig von einer immerhin ablenkenden Fahrt zurückgekommen. Indem er aber von sich redete, wollte er eine Mahnung an den andern richten und ihn vor innerem Schaden bewahren. Eine feine, wohlüberlegte, erzieherisch gemeinte Taktik. «Ich habe», bedeutete er ihm, «so oft bemerckt daß wenn man wieder nach Hause kommt die Seele statt sich nach dem Zustand zu dem man findet einzuengen, lieber den Zustand zu der Weite aus der man kömmt ausdehnen möchte, und wenn das nicht geht so sucht man doch so viel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen, ohne gleich zu bemerken ob sie auch hereingehen und passen oder nicht. Selbst

[22] Dieses Schreiben Goethe vom 6. Dezember und sein folgender großer Mahnbrief an Carl August vom 26. Dezember 1784 sind beide abgedruckt in ihrem von Hans Wahl vorbildlich herausgegebenen und erläuterten Briefwechsel, Band I, S. 50 und 51ff.

in den letzten Zeiten, da ich doch jetzt selbst in der Fremde nun zu Hause bin, habe ich mich vor diesem Übel, oder wenn Sie wollen, vor dieser natürlichen Folge nicht ganz sichern können.» Und es steckte ein leiser Hinweis, daß seine Tätigkeit auch Opfer und Selbstüberwindung von ihm heische, in der Bemerkung, womit Goethe endete: «Es kostet mich mehr mich zusammenzuhalten als es scheint, und nur die Überzeugung der Nothwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzo so fest hange.» Mit einem halben Seufzer legte er die Feder aus der Hand: «Leben Sie recht wohl und kommen glücklich wieder zu uns. Diesmal kann ich nicht mehr schreiben.» Er sei recht neugierig auf das, was der Herzog ihnen mitbringen werde. — Fast könnte man sagen, diese Erwartung habe einen skeptischen oder ironischen Unterton. Gewiß dachte er an die eigenartige Weise, wie die Sendung nach Zweibrücken ausgegangen war. «Denn», so lautete der letzte Satz des gewichtigen Briefes, «Sie haben doch manches wunderbare erfahren.»

Als Carl August die Weigerung, ihm entgegenzufahren, «nicht übel aufnahm», freute sich Goethe, dankte ihm und wiederholte seinen Wunsch, «daß alles, was Sie auf der Reise thun und was Ihnen begegnet zu Nutzen und Frommen gereichen möge». Was er ihm freilich im Innersten wünschte, lag nicht draußen in der Fremde, sondern daheim, und das gab er deutlich zu erkennen, als er ihm sein Willkommen zurief. Denn schließlich, fügte er ausdrücklich hinzu, sei in Weimar der Kreis, der ihm doch der nächste sei und bleibe. Wieder einmal drängt sich der Eindruck auf, daß er den Umherschweifenden, der politischen Zielen nachjagte, an seine eigentliche Bestimmung erinnern wollte. Darüber hinaus hielt er aber den Augenblick für gekommen, den Herzog, bevor er noch in seinem Schloß anlangte, auch sonst an seine landesherrlichen Pflichten zu mahnen. Wie bezeichnend, daß er es schriftlich, also mit erhöhtem Nachdruck, nicht in ungezwungenem Gespräch tat. Er richtete sein Schreiben nach Eisenach, damit es den Herzog unterwegs nicht verfehle.

Umrahmt und durchflochten war es mit heiteren Randglossen über Weimarer Begebenheiten und Personen. Er scherzte über die Gastrolle der Frömmlerin Elisa von der Recke, einer geschiedenen

Frau, die sich auf einer Rundreise zu den berühmten Männern Deutschlands befand. Neckend prophezeite er ihm, sicherlich werde er ihr nach der Rückkehr den Hof machen, während sie, trotzdem sie auf ihre Tugend poche, seine Galanterie erwidern werde. Er plauderte ihm von Kompositionen Seckendorffs und dessen Berliner Aussichten vor. Nebenbei sprach er auch von diesem und jenem vornehmen Fremden, der in Weimar aufgetaucht sei; denn der Herzog hatte ein Faible für Besucher, für Ausländer schon gar. Dabei streifte er mit leichtem Achselzucken den Aufenthalt des Grafen Morelli, eines schlauen französischen Hochstaplers, der sich gerade um diese Zeit in Weimar einzunisten versuchte, schon im folgenden Februar aber mit Eklat verschwinden mußte. Andrerseits gratulierte er zur «Acquisition» des ehemaligen Majors Benedict von Niebecker, der sich in Weimar niederließ, Besitzer dreier etwas sonderbarer Töchter und der Erbschaft eines Pariser Onkels in Höhe von einer Million Livres: eine angenehme Einnahmequelle für das arme Ländchen. Die Frau Gemahlin, meldete er weiter, befinde sich den Umständen nach wohl, das «Prinzgen» aber habe er gestern munter im großen Saal herumrutschen sehen. Vom Theater, diesem Steckenpferd des fürstlichen Kunstliebhabers, das auch das seine war, wußte er nicht viel Erquickliches zu berichten. «Die Commödie», schreibt er, «schleicht in einem Torpore hin, der nur bey unserer Nation möglich ist. Die Ackermann liegt kranck und die übrigen behelfen sich wie sie können.» Ein Brief, wie man sieht, voller Neuigkeiten und voll Charme.

Allerdings, der Kern des Schreibens, auf den es Goethe weit mehr ankam als auf die Berichterstattung vom Hofe, war etwas anderes, und hierzu schlug er einen sehr ernsten Ton an. Gleich nach den anfangs zu Papier gebrachten guten Wünschen legt er los, indem er Vorstellungen gegen die zur Landplage gewordene gatterlose Hegung der Wildschweine im Ettersburger Hofjagdrevier erhob. Schon seit Jahren ärgerte er sich darüber, und neuerdings, noch im Dezember war auch bei der weimarischen Regierung eine Beschwerde der erfurtischen im Interesse der umliegenden Dörfer eingelaufen; sie wurde alsbald in Bearbeitung genommen und Wedel als Oberforstmeister zum Bericht aufgefordert. Daß nun aber Goethe in Person eingriff und sich unmittelbar an den Herzog

wandte, ist bemerkenswert genug, noch auffallender die Schärfe, womit er die Beschwerde zum eigenen Anliegen machte.

Er beginnt sofort, ohne amtliche oder persönliche Umschweife mit vollem Nachdruck, fast erregt und mit einem Beisatz von Erbitterung, der selbst heute noch den Leser aufhorchen läßt: «Auch die Jagdlust gönn ich Ihnen von Herzen und nähre die Hoffnung, daß Sie dagegen nach Ihrer Rückkunft die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Übels befreien werden. Ich meine die wühlenden Bewohner des Ettersbergs. Ungern erwähn ich dieser Thiere weil ich gleich anfangs gegen deren Einquartierung protestirt und es einer Rechthaberey ähnlich sehen könnte daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen ein fast gelobtes Stillschweigen zu brechen und ich schreibe lieber, denn es wird eine der ersten Sachen seyn die Ihnen bey Ihrer Rückkehr vorgebracht werden.» Indem er darauf noch ein wichtigeres, für den Herzog fast beschämendes Argument ins Feld führt, fährt er fort: «Von dem Schaden selbst und dem Verhältnis einer solchen Heerde in unsrer Gegend sag ich nichts, ich rede nur von dem Eindrucke, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehn, es ist darüber nur Eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Unterthanen, Dienerschafft, die Jägerey selbst, alles vereinigt sich in dem Wunsche diese Gäste vertilgt zu sehn. Von der Regierung zu Erfurt ist ein Communicat deswegen an die unsrige ergangen.» Aber er hatte damit die Schale seines Zorns noch nicht ganz geleert. Die Mahnung des amtlichen Sachwalters verwandelte sich nun in einen Tadel des persönlichen Verhaltens. Herber und freimütiger konnte er nicht sprechen; denn er hielt Carl August nicht bloß seine Jagdsünde vor, sondern gab ihm, nicht ohne erzieherische Diplomatie und damit nicht ohne Appell an seine edleren Regungen, zu verstehen, daß andere weniger offenherzige und nicht so klarblickende Leute ihrem Herzog leider nicht einmal das volle Maß der Schuld an dem schädlichen Unfug zumäßen. «Was mir dabey aufgefallen ist und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie die sich dabey offenbaaren. Die meisten sind nur wie erstaunt als wenn die Thiere wie Hagel vom Himmel fielen, die Menge schreibt Ihnen nicht das Übel zu, andre gleichsam

nur ungern und Alle vereinigen sich darinne daß die Schuld an denen liege die statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten das Unheil das dadurch angerichtet werde einzusehen. Niemand kann sich dencken daß Sie durch eine Leidenschafft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten um etwas zu beschliesen und vorzunehmen was Ihrer übrigen Denckens und Handelns Art, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht.» Es war eine glatte Verurteilung, die der Landesherr hiermit durch seinen Freund, den Herrn Geheimrat von Goethe erfuhr.

Nach der Philippika schien es Goethe geboten, Ziel und Weg aufzuzeigen, wie das Übel abgestellt werden könnte, da er schließlich ja nicht bloß tadeln, sondern bessern wollte. Ein Schimmer von Humor, von Güte, fast von Poesie erwärmte die Worte, die ihm nun in die Feder kamen: «Könnten meine Wünsche erfüllt werden; so würden diese Erbfeinde der Cultur, ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüt ihre Felder ansehen könnten.» Dann fand er zur vollen Herzlichkeit seines Gefühls zurück, indem er als alter Freund Carl August gut zuredete, um ihm durch einen Scherz den richtigen Entschluß der Selbstüberwindung abzulocken. «Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich und er ist's gewiß, mit welchen Übeln hat er zu kämpfen — Ich mag nichts hinzusetzen was Sie selbst wissen. Ich habe Sie», führt er mit einem Erinnerungsklang an sein Ilmenaugedicht fort, «so manchem entsagen sehn und hoffe Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen, und halte mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Colonie seit ihrer Entstehung verursachte, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Cabinete mit doppelter Freude aufzustellen.»

Die Antwort dürfte Carl August mündlich erteilt haben. Es wäre ein hübscher Schmuck seiner Biographie, könnte man hinzufügen, er habe dem Wunsche des Freundes willfahrt und ihm nachträglich das Neujahrsgeschenk dargebracht, die Wildschweinschäden zum mindesten einzudämmen. Einiges ist wohl auch ge-

schehen. Allerdings, die Obsorge dafür hatten ihm seine Beamten, so scheint es, schon abgenommen. Als er endlich am elften Januar 1785 eintraf, waren bereits die ersten klärenden behördlichen Anordnungen ergangen. Einer allzugroßen Umwölkung Serenissimi um dieser Sache willen war somit vorgebeugt. In Bälde konnte der alte Sturm und Dranggefährte Oberforstmeister von Wedel in seinem amtlichen Bericht die Versicherung abgeben, es seien bereits Anstalten «gegen die Ausbrüche gedachten Schwarzwildprets» eingeleitet; weiterer Schaden für die Felder sei nicht zu befürchten. In diesem Sinn wurde die mainzische Regierung in Erfurt denn auch beschieden.

Goethe ließ seinen großen Mahn- und Rügebrief nicht mit dieser leidigen Angelegenheit enden. Die Schlußsätze des betreffenden Abschnitts leiten zu einer versöhnlichen Stimmung über. Sie waren geeignet, aufsteigenden Unmut seines Herzogs zu bannen; denn in besinnlicher, fast gleichnisartiger Form erinnerten sie daran, wie lange schon er sich Gedanken machte, wo er bessernd wirken könne. Wenn sich Carl August nicht verhärtete, mußte er spüren, daß der Freund in Harmonie mit ihm leben wollte. «Möge», redete ihn Goethe an, «das Blatt, was ich eben endige Ihnen zur guten Stunde in die Hand kommen. Vor vier Wochen hätte ich es nicht geschrieben, es ist nur die Folge einer Gemüthslage in die ich mich durch einen im Anfange scherzhafften Einfall versetzt habe.» Und nun verfiel er in einen unbefangen, rein erzählenden Ton. «Ich überdachte die neun Jahre Zeit die ich hier zugebracht habe und die mancherley Epochen meiner Gedenckensart; ich suchte mir das Vergangene recht deutlich zu machen, um einen klaren Begriff vom gegenwärtigen zu fassen und nach allerley Betrachtungen nahm ich mir vor mir einzubilden als wenn ich erst ietzt an diesen Ort käme, erst ietzt in einen Dienst träte wo mir Personen und Sachen zwar bekannt, die Krafft aber und der Wunsch zu würcken noch neu seyen. Ich betrachtete nun alles aus diesem Gesichtspunckte, die Idee heiterte mich auf unterhielt mich und zwar nicht ohne Nutzen, und ich konnte es um so eher da ich von keinem widrigen Verhältniß etwas leide, und würcklich in eine reine Zukunft trete.» Was beinahe gewitterschwül begonnen hat, löst und entspannt sich zuletzt friedlich.

Dies war der Empfang, den Goethe dem Heimkehrenden bereitete. Seine in heiterer Milde ausklingenden Sätze rücken freilich in ein eigenartiges Zwielicht, denkt man an Goethes später gefaßten Entschluß zur Italienreise. Zwar wird man ihnen schwerlich etwas wie einen doppelten Sinne unterlegen wollen. Indessen, wenn sich der Dichter hier im Geiste einen Augenblick lang in die Rolle versetzte, als trete er an die ihm gestellte Aufgabe ganz neu heran, im Kreise bekannter Personen, aber nochmals von vorne anfangend, mit frischer Willens- und Wirkungskraft, so darf man fragen: was ihm halb wie ein Traum, halb wie ein Gedankenspiel durch den Sinn ging, regte sich darin nicht schon die Sehnsucht, das Weimarer Leben noch einmal, nun aber es in anderer Form zu beginnen, unter veränderten Bedingungen? — Ihn, der ja immer wieder solche «Rekapitulationen» vornahm, hat die Vorstellung, neu zu werden, eine Art Wiedergeburt zu erleben, oft beschäftigt. Und es kam die Stunde, wo er Carl August tatsächlich den Vorschlag machte, die Zukunft anders und reiner — so meinte er es — zu gestalten. — Freilich erst nach nahezu zwei Jahren gewann Gestalt, was er als Verlangen, ihm selber noch nicht klar bewußt, in der Tiefe seiner Seele herumtrug.